Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 114 (1948)

Heft: 4

Artikel: Erfahrungen aus der deutschen Wehrmacht

Autor: Thieme, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-21099

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Charakter und Aufbau der neuen Organisation dem norwegischen Volkscharakter besonders zusagen, geht aus der Tatsache hervor, daß sich bereits auf den ersten Aufruf hin 100 000 Freiwillige gemeldet haben. Dieses Beispiel möge uns mahnen, unsere eigene Ortswehr nicht zu vernachlässigen.

MILITÄRWISSENSCHAFTLICHES

Redaktor Oberstlt. i. Gst. Züblin, Küsnacht ZH

Erfahrungen aus der deutschen Wehrmacht

Von Professor H. Thieme

3. Von der Korruption

Als einmal die Witwe eines Zahlmeisters um Pension einkam, lehnte der Alte Fritz ihr Gesuch mit der lakonischen Begründung ab: «Ihr Mann hat lang genug an der Krippe gesessen!» Die Anekdote lehrt, daß schon damals die *Zahlmeister* nicht im besten Ruf gestanden haben. Kein Stand besaß ein ähnlich schlechtes Renommee. Die Zahlmeister waren fast bis zuletzt nicht Offiziere, sondern Beamte, teilten mit ersteren Rang und Vorrechte, meist aber nicht auch Entbehrungen und Gefahren, so daß die Truppe ihnen jene nicht gern zubilligte. Dabei waren es sicherlich in vielen Fällen die Offiziere selber, durch welche die Zahlmeister auf die schiefe Ebene gerieten: durch Zuwendung von Vorteilen aller Art, angefangen bei Schnaps und Zigaretten, mußten sie sich die gesellschaftliche Gleichbehandlung immer wieder neu zu verdienen suchen. Von der Tüchtigkeit des Truppenzahlmeisters hing das Wohl der Einheit weitgehend ab. Ob er «viel heranschaffte» – Verpflegung, Marketenderware, Alkohol usw. – das ergab nicht so sehr die allgemeine Versorgungslage, als vielmehr seine Beziehungen, sein Geschick im «Organisieren», und ob er verstand, «auf Draht zu sein» und etwas «an Land zu ziehen». Der Zahlmeister sah sich also einer ständigen Begehrlichkeit gegenüber, der er auf geradem Wege allein nicht genügen konnte. Der Offizier, der ihn überwachen sollte, war oft der eigentliche Anstifter. Die Versuchung war groß, wenn man bei Erfolg allseits belobt wurde. Es war ja nur der Kommiß, den man hintergangen hatte!

Natürlich gab es auch viele untadelige Verhältnisse. Mißbräuche sind, sobald sie ruchbar wurden, scharf bestraft worden. Immer wieder kamen Verfügungen von oben, die *Lebenshaltung des Offiziers* betreffend, etwa die

Zurückhaltung gegenüber der Zivilbevölkerung oder die gerechte Verteilung des Alkohols, namentlich der sogenannten «Spitzen», das heißt des wirklich oder angeblich nicht mehr unter die Mannschaften teilbaren Rests, auf den die Offiziere reflektierten. Aber es war doch häufig, daß kein Kläger und deshalb auch kein Richter auftrat. Je weiter die Front, desto stickiger die Atmosphäre mancher Lager, Güterbahnhöfe und Verpflegungsmagazine. Kann man sich wundern, da das *Organisieren* eine unbedingte Notwendigkeit für jede Truppe war, um sich auch nur das Nötigste und Zustehende in dem allgemeinen Mangel zu verschaffen, – die Reparatur eines Geschützes gegen eine Flasche Cognac, eine Zuweisung von Sprit gegen eine Urlaubsmarke – kann man sich wundern, daß dieses Organisieren die Grenzen des Erlaubten oder gerade noch Erträglichen nur zu oft überschritt? Es gab *Lager,* in denen alles in Hülle und Fülle vorhanden war, was der Soldat an der Front entbehrte. Es gab *Bahnhöfe,* wo Champagner und Schokolade kistenweise verschwanden. Und es gab *Magazine,* deren Verwalter nur auf den Augenblick warteten, wo die erste Bombe fiel, um Fehlbestände aus der Welt zu schaffen mit dem beliebten Satz: «durch Feindeinwirkung vernichtet». Wie oft sind solche Lager außerdem gehortet worden, bis der Feind einbrach, bis man sie sprengen oder in Brand stecken mußte! Die Grabenkämpfer hatten meistens das Nachsehen. Wenn sie in Stunden höchster Anspannung plötzlich auf Schätze stießen, die ihnen nur noch dem Namen nach bekannt waren – eingemachte Früchte, Speckseiten, Milchpulver – und deren Bewacher längst das Weite gesucht hatten, so wurden die Zahlmeister dafür verantwortlich gemacht. Sicher häufig ohne Grund, denn die Entscheidung, ob Vorräte verteilt, verlagert oder vernichtet werden sollten, war manchmal überaus schwer.

Der Angehörige einer besser versorgten Armee wird sich vielleicht kaum hineindenken können in die *Bedeutung der Ernährungsfrage.* Aber sie kann kriegsentscheidend sein. Die deutsche Frühjahrsoffensive 1918 ist bekanntlich nicht zuletzt daran gescheitert, daß deutsche Regimenter Verpflegungsmagazine der Alliierten eroberten und sich darin versäumten beziehungsweise durch Alkoholgenuß kampfunfähig wurden. Bei der Vorbereitung auf den zweiten Weltkrieg hatte man daraus gelernt. Die *Verpflegung* war im allgemeinen auskömmlich, aber eintönig, neuzeitlichen Forderungen nicht entsprechend. Vitamindrops bieten keinen Ersatz für Gemüse und Obst. Die Truppe interessierte sich mehr als gut für Viehhaltung, Schwarzschlachten, Selbstversorgung aus dem Lande, Tauschhandel mit der Bevölkerung usw. Zahllose Lebensmittelpäckchen gingen in die Heimat. Ein beträchtlicher Teil der Büchsenverpflegung wurde eingespart und nach Hause geschickt, belastete also die Transportmittel zwei-

mal. *Tabak* war wichtiger zur Erhaltung der Leistungsfähigkeit als vieles andere, für manche sogar wichtiger als die Feldpost. Eine ernste Belastung bedeuteten die vielen *Zahnkranken,* die das Kommißbrot nicht vertrugen. Neben dem *Wetter* ist das *Essen* der maßgeblichste der die *Stimmung* des Soldaten beeinflussenden Faktoren; Vorgesetzte sollten deshalb nie versäumen, sorgfältig darüber zu wachen. Ich habe es selbst erlebt, wie die einzige Straße beim Ausbruch aus einem Kessel lange Zeit blockiert wurde durch Mannschaften, die Schokolade aus einem verlassenen Lastwagen holten. Daß dieser flüchtige Genuß Freiheit oder Leben kosten konnte, galt ihnen gleich. Triebhafte Reaktionen sind selbst in solcher Lage stärker als vernünftige Überlegung. Die geringste Ungerechtigkeit verbittert im Mangel weit mehr als sonst. Daraus rührte auch manche *Rivalität zwischen den Wehrmachtsteilen.* Luftwaffe und SS waren oft besser versorgt – auch mit modernen Waffen – als das Heer und galten als laxer in der Handhabung der Vorschriften. Es kam vor, daß ein Teil Bestände hortete, die der andere entbehrte. Mit der Berufung auf solche Vorzüge der Versorgung im weitesten Sinne – wozu auch Urlaub, Sold, Beförderung und Hinterbliebenenrente gehören – ist geradezu Menschenfang getrieben worden.

Es gab aber noch andere *Einbruchsstellen der Korruption* als die Versorgungsfragen. Eine weitere waren die zwei schicksalsschweren Buchstaben *u. k.* (unabkömmlich). Wer u. k. gestellt war, brauchte keinen Wehrdienst zu leisten. Die Vorbereitungen hierfür begannen schon längst vor dem Kriege. In den Händen der *politischen Organisationen* lag es, zu bestimmen, wer bei Behörden und Betrieben zu Hause bleiben sollte, wenn es «zum Tragen kommen» würde. Offiziell spielten dabei sachliche, zumal kriegswirtschaftliche Erwägungen die erste Rolle. In Wirklichkeit siegte aber in vielen Fällen doch die bessere politische Note. Und in der Folgezeit mit ihrem zunehmendem Menschenmangel wurden die politischen Beziehungen nach und nach zur wichtigsten Voraussetzung für eine u.k.-Stellung. Deshalb erkundigen sich auch heute die Fragebogen der Alliierten nach letzteren. Es ist nicht schwer, sich auszumalen, welche Folgen hier der *politische Einfluß* hatte. Die mildeste war noch, daß der um seine Freistellung Kämpfende sein Wirken als «kriegswichtig» darzustellen bemüht war. Es sind tatsächlich, zum Beispiel im Rahmen des sogenannten «Kriegseinsatzes der deutschen Geisteswissenschaften», wertvolle, aber mit dem Krieg auch nicht im entferntesten in Verbindung stehende Arbeiten gewissermaßen mit dem Angstschweiß drohender Einberufung auf der Stirn zuwegegebracht worden. Bedenklicher muten schon politische Liebedienereien an. Es gab Instanzen der Partei und des Staates, vor deren Reklamationen die WBKs zurückweichen mußten. Am unangreifbarsten jedoch war die Methode,

sich zwar einberufen, aber gleichzeitig durch eine angenehme *Sonderverwendung* vom eigentlichen Frontdienst befreien zu lassen. In dem weiten Raum zwischen Front und Heimat und in dem fast unentwirrbaren Geflecht von Dienststellen der Wehrmacht, der Partei und des Staates gab es Möglichkeiten genug, der unmittelbaren Gefahr zu entrinnen und dabei ein besseres, bequemeres und sozial gehobeneres Leben zu führen als zu Hause im zivilen, aber von Arbeit und Entbehrung erfüllten Alltag. Für die *Familien* daheim ward finanziell vom Staat so gut gesorgt, daß zum Beispiel die Frauen einberufener Landarbeiter es nun nicht mehr nötig hatten, aufs Feld zu gehen, und daß zahllose Ehen im Hinblick darauf geschlossen wurden. Sogar die «Bräute» von *Gefallenen* konnten, um Versorgungsansprüche zu erhalten, mit diesen noch eine sogenannte «Leichenehe» eingehen.

Dieser Punkt: daß es allzu vielen Menschen während des Krieges lange Zeit hindurch in vieler Hinsicht *weit besser als zuvor* gegangen ist, kann gar nicht genug unterstrichen werden. Den Kriegsverwaltungsrat, der in solchen Stellungen beschäftigt wurde, nannte der Soldatenmund «Kriegsverlängerungsrat», und das Kriegsverdienstkreuz, das es dort zu erwerben gab, den «Fernkampforden». Das Wort «Etappe» war verboten, genau so wie das Wort «Katastrophe». Wer zum Beispiel in Paris beschäftigt war, das von derartigen Stäben, Dienststellen, Zahlmeistern, Sonderführern, Dolmetschern usw. überquoll, befand sich «im Felde», und man sprach schon längst vor dem Bombenkrieg nur noch von der «Heimatfront», um die Unterschiede zu verwischen. Tatsächlich hat dann der Zusammenbruch der Besetzung Frankreichs im Sommer 1944 gezeigt, daß es doch eine *Etappe,* und daß es darin mehr als genug *Korruption* gab. Es seien nur die Kapitel «Vergebung von Wehrmachtaufträgen» und «weibliches Wehrmachtgefolge» erwähnt.

Endlich fällt unter den Begriff der Korruption im weiteren Sinne auch eine Reihe von Erscheinungen auf dem Gebiete der *Orden und Auszeichnungen*. Glücklich das Militär, bei dem es nicht existiert! Die Vorteile, die es mit sich bringt, hervorragende Leistungen durch ein äußerlich sichtbares Zeichen anzuerkennen, werden durch die Nachteile weit überwogen. Was um der *Sache* willen getan wird, ist immer am wertvollsten. Winkt dafür eine Auszeichnung, so schleichen sich zu leicht andersartige Motive ein. Von dem General, der noch kein Ritterkreuz besaß – das an einem breiten Band um den Hals getragen wurde – und der deshalb angeblich seine Truppen für irgendein Bravourstück opferte, pflegte der «Landser» schnell genug zu sagen, er habe «Halsschmerzen». Manchmal sicher zu Unrecht, aber durchaus nicht immer. Der Ehrgeiz, auf Kosten anderer etwas zu erreichen, grassierte. Man hörte immer wieder die Rede: «der X hat das und das getan,

und dafür hat sein General das Ritterkreuz bekommen.» Befremdender noch war die Äußerlichkeit, mit welcher Handlungen dafür ausgeschlachtet wurden, Dekorationen zu rechtfertigen. Es gab eine Art *Tarif: eine* «Tapferkeitstat» = Eisernes Kreuz II. Klasse (EK II), *drei* solche = EK I, *fünf* mal EK I = Deutsches Kreuz in Gold usw. Was daneben noch – in richtiger Beurteilung menschlicher Triebe – an Sturm-, Nah- und Bandenkampf-, an Panzer-, Marine- und Fliegerabzeichen, an Ärmelbändern, Schildern, Ehrenspangen usw. gestiftet wurde und eine ganze Industrie ernährte, erschien erst recht vielfach fragwürdig. War die «Ostmedaille», auch «Gefrierfleischorden» genannt, die jedermann bekam, der den Winter 1941/42 östlich einer gewissen Linie in Rußland zugebracht hatte, nicht nur eine Beruhigungspille wegen jener Leichtfertigkeit der obersten Führung, die so viele mit Gesundheit oder Leben bezahlt hatten? Bedeutete es wirklich eine Ehre, der Erinnerung wert, an der grausigen Unterdrückung des Warschauer Aufstands im August 1944 teilgenommen zu haben? Wie wenig echten Gehalt viele dieser Auszeichnungen hatten, sah man in der Gefangenschaft, wo sie im Nu gegen ein paar Zigaretten an den Feind von gestern verhandelt wurden. Bis dahin aber war ihr Kurs, auch in der Heimat, unbestritten. Hochstapler und Heiratsschwindler wußten das ganz genau.

Verleihungen waren nicht ausschließlich eine Sache des Verdiensts; auch hier spielten *Glück* und *Beziehungen* eine Rolle. Der angelegte Maßstab war sehr verschieden; je nach dem konnte ein EK sehr viel, aber auch sehr wenig bedeuten; man sah ihm dies jedoch nicht an. Die Zuweisungen erfolgten bis zu einem gewissen Grade mechanisch je Einheit und Kopfzahl, was das geschäftmäßige Moment verstärkte. In höheren Rängen wurden auch für strategische Leistungen Tapferkeitsauszeichnungen gewährt; sonst hätte zum Beispiel ein General oft keine Gelegenheit gehabt, solche zu erwerben. Damit wurden Eichenlaub, Schwerter und Brillanten jedoch zu einem Mittel, die Generalität – und übrigens auch Bundesgenossen – bei der Stange zu halten. Beförderungen und Dotationen mußten denselben Dienst leisten. So mancher Feldmarschall besaß bereits sein Rittergut im Osten, genau wie so mancher Gauleiter. Dann war es mit der inneren Unabhängigkeit freilich vorüber. Die Generäle kamen und gingen, oder besser: sie wurden gegangen und später wieder aus der Versenkung geholt wie Marionetten. Auch ein York, ein Blücher, ein Moltke haben Dotationen empfangen – aber erst *nach* dem Sieg!

Mit alldem soll durchaus *nicht* etwa der Eindruck erweckt werden, als sei die deutsche Wehrmacht ein Sumpf gewesen. Es gab Millionen, die anständig blieben im Leben und im Sterben. Kein Heer der Welt kann Korruptionserscheinungen ganz vermeiden. Es kommt darauf an, sie soweit als

möglich unter Kontrolle zu bringen. Im Grunde ist auch dies wieder eine Frage der *Erziehung*. Gewiß sind die Versuchungen im Kriege größer. Aber am sichersten wird ihnen widerstehn, wer auch im Zivil keine krummen Wege geht. Die besten Bürger sind auch die besten Soldaten.

4. Die Militärjustiz

Als ich erzählte, wie bei uns einmal das Tafelsilber einer Familie des polnischen Hochadels im Gepäck des Futtermeisters gefunden und diesem der Prozeß gemacht worden ist, meinte ein Zuhörer: was, wegen ein paar silberner Löffel habt ihr Gericht gehalten und daneben Hunderttausende ohne Recht umgebracht? Dieser Gegensatz hat tatsächlich bestanden; wer ihn empfand, hat schwer genug daran getragen, auch wenn er persönlich an jenen Verbrechen nicht beteiligt war. Sollte und konnte er deshalb den Dienst verweigern? Bis zuletzt hat die Rechtspflege in der Wehrmacht neben den eigentlichen *militärischen* Delikten, wie etwa Fahnenflucht, unerlaubte Entfernung oder Selbstverstümmelung, auch diejenigen gegenüber der *Zivilbevölkerung* verfolgt, Plünderung, Amtsmißbrauch, Notzucht und dergleichen, und damit gewiß auch eine nicht zu verachtende Aufgabe erfüllt. Bis zuletzt stand der Soldat jeden Rangs unter dem immer strenger werdenden, endlich sich selbst überschlagenden Zwang der Militärgerichtsbarkeit.

Beim *Ersatzheer,* in der Heimat also, war das *Strafmaß* schon längst übertrieben. Vom grünen Tisch und aus sicherer Entfernung läßt sich zum Beispiel ein Tatbestand wie «Feigheit vor dem Feind» und die ganze maßlose Verwirrung eines Kampftages mit Einbrüchen und Gegenstößen nur sehr schwer rekonstruieren und zutreffend beurteilen. Auch die *richterliche Unabhängigkeit* war bei den Gerichten des Heimatheers viel mehr gefährdet; wer nicht genügend strenge Strafen verhängte, kam zur «Frontbewährung» leicht genug ins Feld. Dennoch ist auch hier von pflichtbewußten Richtern manches mutige Urteil gesprochen worden, beispielsweise zum Schutz von Kriegsgefangenen. Im *Felde* hat dagegen, soweit ich es beurteilen kann, erst die Übernahme der «Volksgrenadierdivisionen» (VGD) durch den Reichsführer SS nach dem 20. Juli 1944 und die damit verbundene Zuständigkeit der Gerichte der Waffen-SS auch für einen großen Teil des übrigen Feldheers, sowie die gleichzeitige Einrichtung von Standgerichten, fliegenden Korpsrichtern usw. die Strafen auf ein nicht mehr vertretbares Maß emporschnellen lassen.

Wie immer in der Rechtsgeschichte, zeigte es sich auch hier, daß übertriebene Strenge und Grausamkeit *nicht mehr abschreckend* wirken. Mit stoischem Gleichmut sind die polnischen und russischen Partisanen in den

Tod gegangen. Nun hängte man deutsche Soldaten an den Bäumen auf, ein Schild um den Hals: «Ich war zu feige zum Kämpfen», «Ich habe geplündert», «Ich war ein Leichenfledderer», «Ich bin ein Versprengter».... Noch am 8. Mai 1945, nach Abschluß der Kapitulation also, sind fünf Offiziere meines Korps, die sich der sicheren russischen Gefangenschaft durch eigenmächtige Flucht entziehen wollten, wieder ergriffen und zum Tode verurteilt worden! Heute berufen sich viele auf politische Motive für Handlungen, die sie damals nur eigennützig verübten: die wenigsten Fahnenflüchtigen und Überläufer dürften wohl echte Résistants gewesen sein. Auch die jetzt so häufige Behauptung eigener Sabotagetätigkeit in irgendeiner Form weckt in vielen Fällen begründete Zweifel in tatsächlicher und auch in charakterlicher Hinsicht. Die infamste Drohung, die über jedem Einzelnen hing, war die – meines Wissens auch in Nürnberg nicht zur Sprache gebrachte – *Sippenhaftung,* von Feldmarschall *Keitel* am 19. November 1944 verkündet und beispielsweise im Fall des Kommandanten von Königsberg verwirklicht: «Die Sippe rechtskräftig zum Tode verurteilter Überläufer haftet für das Verbrechen des Verurteilten mit Vermögen, Freiheit oder Leben. Den Umfang der Sippenhaftung im Einzelfalle bestimmt der Reichsführer SS...» Es braucht keine Phantasie, um sich vorzustellen, was ein solches Mittel für Gewissensqualen auslöst. Übrigens ist Rußland damit im Baltikum vorangegangen.

Die richterliche Unabhängigkeit war im Felde allenfalls durch das *Verhältnis zum Gerichtsherrn* gefährdet. Kam dieser, der Divisionär oder Oberbefehlshaber einer Armee – das Korps als bloßer Führungsstab hatte in der Regel kein eigenes Gericht – mit seinem Divisions- oder Armeerichter gut aus, so hielt er ihm auch nach oben die Stange. Es war also eine Persönlichkeitsfrage, ob sich der Richter durchzusetzen und seine Meinung so zu vertreten wußte, daß sein General, dem die Bestätigung der Urteile oblag, mit ihm ging. Im allgemeinen waren die Militärs in den überaus komplizierten Fragen, die das Kriegführen im fremden Lande und die Justiz über ein großes Heer mit sich bringt, für den Rat der Juristen nicht unempfänglich, ja für eine Rückendeckung in Paragraphen sogar dankbar. Verantwortung und Einfluß der Feldrichter, meistens Reservisten, waren deshalb nicht gering. Ein Rechtsanwalt mit einiger Erfahrung etwa konnte in dieser Stellung natürlich mehr ausrichten und verhüten als irgendein «naßforscher» junger Assessor, der als aktiver Wehrmachtrichter gerade nur das Militärstrafgesetzbuch (MStGB) kannte.

Verschwommene Tatbestände und *weite Strafrahmen* ließen dem Richter mehr als genug Spielraum. Was wurde zum Beispiel nicht alles als «Zersetzung der Wehrkraft» betrachtet! *Ein* einziges Merkmal im Gesetz, nämlich,

daß dieselbe *öffentlich* geschehen sein mußte, schien eindeutig, aber dennoch wurde selbst eine Bemerkung am Familientisch oder im Feldpostbrief zwischen Mann und Frau über das mögliche bittere Ende des Krieges als solche Zersetzung der Wehrkraft angesehen und beispielsweise mit sechs Jahren Zuchthaus bestraft, weil ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, daß ein Dritter, etwa die Hausdame, und hiermit die Öffentlichkeit Kenntnis von solchen Bemerkungen erhalte. Diese Rechtsprechung ging vom Reichskriegsgericht aus, dem obersten Gerichtshof der Militärjustiz in Berlin; sie bedeutete natürlich eine Ermunterung für Horcher an der Wand und Denunzianten.

Strafen bis zu sechs Monaten konnten im *schriftlichen Verfahren* ohne Verhandlung verhängt werden, eine schwerwiegende Kompetenz. Fast immer ergibt die Aussprache mit dem Beschuldigten neue Gesichtspunkte. So wurden zum Beispiel bei uns Wachtvergehen vor dem Feind üblicherweise durch einen solchen Strafbefehl mit der Höchststrafe geahndet, bis sich einmal in einem Fall herausstellte, daß der blutjunge Delinquent durch unvernünftige Diensteinteilung vollkommen übermüdet auf Posten hatte ziehen müssen. Mancher Soldat getraut sich vor Ranghöheren nicht mit der Sprache heraus und weiß sich nicht zu verteidigen; daher fordert das Amt des Militärjuristen viel Einfühlung und Sinn für Gerechtigkeit, aber auch für die militärischen Interessen, ohne deren Wahrung es nicht geht. Vorgesetzte waren oft wegen *mangelnder Dienstaufsicht* nicht weniger schuldig als ihre Untergebenen. Alte, verbrauchte Leute standen manchmal plötzlich vor überschweren Aufgaben, die ihnen im Zivil niemals begegnet wären. Die traurige seelische Verfassung, in der sich viele Soldaten, ihnen selber nur halb bewußt, befanden, führte häufig auf Abwege. Der schlimmste Feind, und dennoch an manchem Abend ein kaum zu entbehrender Tröster, war der *Alkohol;* er hatte einen erschreckend hohen Anteil an der Kriminalität im Felde.

Schwere *Freiheitsstrafen* konnten während des Krieges nicht verbüßt werden; der Verurteilte sollte sich nicht auf solche Weise den Gefahren der Front entziehen. Er ward deshalb vorerst zu einer Feldstrafgefangenenabteilung versetzt und mit schweren oder gefährlichen Arbeiten beschäftigt, denen gegenüber der Dienst bei der Truppe als Vorzug erscheinen mußte. Als Nebenstrafe war *Rangverlust* häufig obligatorisch; Offiziere konnten ihn durch Tapferkeit verhältnismäßig rasch wieder wettmachen.

Neben der Strafgerichtsbarkeit gab es noch die *Disziplinarstrafgewalt* des Einheitsführers, abgestuft je nach seiner Dienststellung und nach dem Rang des Untergebenen. «Drei Tage Geschärften (Arrest)» war die üblichste, aber oftmals eine sehr gedankenlos verhängte Strafe. Gute Chefs und Komman-

deure kamen vielfach ohne solche durch. Über alle Strafen wurden peinlich genaue Strafbücher geführt. Dienstverrichtungen außer der Reihe waren in gewissem Ausmaß als Strafen zugelassen; hierher gehörte auch das *Strafexerzieren*. Darüber hinaus gab es aber keine willkürlichen Strafen, Anbinden, körperliche Züchtigung oder dergleichen, wie sie im ersten Weltkrieg noch vorgekommen sind. Nur den russischen Hilfswilligen gegenüber, an welchen die sonst üblichen Disziplinarstrafen, Verweis, Urlaubsbeschränkung usw. wirkungslos abprallten, nahmen sich manche Vorgesetzte Tätlichkeiten heraus, bis auch dies von oben her abgestellt wurde. Am Ende kam es so weit, daß sogar *nur* noch diese «Ostfreiwilligen» aus Gründen der Propaganda in Erholungsheime fahren durften und «betreut» wurden.

5. *Die Ersatzwehrmacht*

Dem *Befehlshaber des Ersatzheers* (BdE) in Berlin unterstanden die stellvertretenden Generalkommandos – die aktiven waren im Feld – mit sämtlichen Ersatz- und Ausbildungsformationen des «Heimatkriegsgebiets». In allen Kasernen und Waffenschulen, auf den Truppenübungsplätzen im Inland und im besetzten Gebiet wurden junge Rekruten geschult, «Gezogene» älterer Jahrgänge, Unteroffiziere und Offiziere ausgebildet, Verwundete, die aus den Lazaretten entlassen waren, wieder «kriegsverwendungsfähig» (k.v.) gemacht. Die ungeheure *Verwaltung* eines Millionenheeres, für das nach und nach die gesamte Wirtschaft zu vier Fünfteln tätig war, verschlang eine Unsumme von Menschen. Sie war so bureaukratisch wie jeder derartig aufgeblähte Staatsapparat; es gab einen unvorstellbaren Papierkrieg und Vorschriften über alles, sogar über den Knoten, mit dem die Erkennungsmarke, «Grabstein» genannt, auf die sparsamste Weise um den Hals zu knüpfen sei.

Anfangs hatte man noch eine stattliche Reserve *unausgebildeter Jahrgänge*. Freilich ist aus einem Dreißiger nicht mehr so leicht ein brauchbarer Soldat zu machen, wie aus einem Achtzehnjährigen. Der Aufstieg zum Offizier, für den besondere körperliche Leistungsfähigkeit erfordert wurde, gelang nur noch einem viel zu kleinen Prozentsatz. Es ist auch nicht jedermanns Sache, in der Ausbildung jüngere Vorgesetzte zu haben. Mancher, der im Zivil den Anspruch erhob, zur Oberschicht zu gehören, zeigte auch trotz vorhandener Eignung keine Lust, beim Militär hervorzutreten – zu allermeist nicht etwa aus politischen Bedenken, sondern aus Scheu vor Verantwortung und größerer Gefahr. So kam es, daß gerade in diesen wichtigen Jahrgängen viele resignierten oder niemals zu einer ihren Fähigkeiten ent-

sprechenden Verwendung kamen, sondern in der Schreibstube landeten, und daß so jener verhängnisvolle *Ausfall der mittleren Altersklasse* im Offizierskorps entstand, von dem bereits früher die Rede war.

Immer wieder wurden die Betriebe «durchgekämmt» nach entbehrlichen k.v.-Leuten; nur noch «Schlüsselkräfte» zur Beaufsichtigung der ständig zunehmenden Fremdarbeiter wurden gehalten. Auf den Straßen mancher Fabrikstadt hörte man alle Sprachen Europas, nur kein Deutsch. Ein besonders tatkräftiger General, «Heldenklau» genannt, fuhr mit einem Sonderzug und Spezialvollmachten im Lande umher, um die «Erfassung» zu beschleunigen. Auch anfangs verschonte Kategorien, wie die «kinderreichen Väter» mit fünf und mehr Kindern und die sogenannten «Blutsträger», Stammhalter aus Familien, die bereits in diesem oder im vorigen Kriege hohe Opfer gebracht hatten, mußten nun daran glauben. Am Ende holte man auch Magenkranke und Ohrenleidende; es gab besondere Magen- und Ohrenbataillone. Selbst Kriegsversehrte mit Prothesen wurden wieder k.v. geschrieben und der Kreislauf vom Lazarett über den Ersatztruppenteil zurück ins Feld so sehr als möglich verkürzt. Und doch blieb ein immer größerer Bodensatz in der Mühle und war die Spindel längst überdreht. Man weiß heute, daß diese *Aufblähung der Wehrmacht* weit über das natürliche Potential von Volk und Wirtschaft hinaus *gegen* den Ratschlag der Sachverständigen erfolgte, und daß sie auf Kosten der Qualität in jeder Hinsicht ging. *Auch hier gibt es ein Optimum, das nicht überschritten werden darf.* Es mußte einen jammern, wenn man sah, was für Leute ins Feld geschickt wurden, noch bis in den April 1945 hinein, um dort, wie man bitter sagte, «verheizt» zu werden. Demgemäß steigerten sich auch die *Ausfälle* so, daß zum Beispiel bei Infanterieoffizieren die durchschnittliche Dauer der Einsatzfähigkeit, mit welcher die Statistiker rechneten, nur noch wenige Tage betrug. Es waren keine «zackigen» Soldaten mehr, diese Opfer des totalen Kriegs, und mit ihren Uniformen, an welchen bereits die Taschen teilweise eingespart wurden, war kein Staat mehr zu machen. Auch die «Selbsteinkleider» trugen jetzt großenteils Kommißsachen (Feldbluse, Hosen, Koppel und Stiefel), teils, weil es nichts Besseres mehr gab, teils, um nicht schon von weitem als Offiziere kenntlich zu sein, was anfangs hohe Verluste zur Folge gehabt hatte. Aber gerade in ihrer Kümmerlichkeit hatten jene Männer etwas Ergreifendes. Man durfte sie nicht im Stich lassen; nichts ist hilfloser als ein schlecht oder gar nicht geführter Soldat.

Die *Ausbildung im Kriege* war ganz auf den Frontdienst abgestellt, zumal auf die Verhältnisse in Rußland, die sogenannte «Osterfahrung». Der Winterkrieg, das Nachtgefecht, die Panzervernichtung, der Nahkampf überhaupt wurden in den Vordergrund gerückt. Der Artillerist sollte sich

darauf nicht weniger verstehen als der Mann von der Infanterie. Ebenso unentbehrlich waren gewisse Kenntnisse im *Pionierfach,* vor allem im Minenkrieg. Auch sonst *verwischten sich die herkömmlichen Grenzen der Waffengattungen.* Flab-Geschütze (8,8 cm) waren zum Beispiel im *Erdkampf,* vor allem gegen Panzer, durch Feuergeschwindigkeit und rasante Flugbahn so erfolgreich, daß sich die Ausbildung darauf einstellen mußte, oder es bewährte sich, wenn auch Infanterieoffiziere etwas vom *Schießen* verstanden, da in Notfällen, wenn kein Artillerist in der Nähe war, direkt über die Drahtverbindung der Infanterie und auf Grund von deren Beobachtung geschossen wurde. Zur Bekämpfung *innerer Unruhen,* Aufstände von Fremdarbeitern, Luftlandungen usw., mit denen man rechnete, wurden «Alarmeinheiten» in den Kasernen vorbereitet. Das ihren Einsatz auslösende Stichwort «Walküre» haben dann die Verschworenen des 20. Juli benutzt, denen ja der Apparat der Ersatzwehrmacht zu Gebote stand.

Bei den *Offizieren* jagte ein Lehrgang den anderen. Eine gute Grundausbildung läßt sich damit allerdings nie ersetzen. Oft dienten solche Kurse nur der *Beschäftigung* der zu Hunderten auf ihre Abstellung ins Feld wartenden oder nur garnisonsverwendungsfähigen und sich langweilenden Offiziere. Sinnen und Trachten der ganzen Ersatzwehrmacht stand nur auf *Urlaub;* für die Sonntage galten aber prozentual und entfernungsmäßig enge Grenzen. So kamen statt dessen, unpraktisch genug, die Angehörigen mit brechend vollen Zügen zu Männern und Söhnen gefahren für ein oftmals letztes Beisammensein.

Die Feldtruppenteile konnten ihre Offiziere und Mannschaften, soweit sie Wert auf ihre Rückkehr legten, wieder anfordern; dann ging es unmittelbar zur *alten Einheit* zurück, was meist als Vorteil empfunden wurde. Der gute Soldat hängt an seinen Kameraden, und es ist ihm wichtiger, in welcher Kompagnie, als an welcher Front er kämpft. Auch die Verwendung für *Neuaufstellungen,* meist auf einem Truppenübungsplatz, galt noch als vorzugswürdig. In allen übrigen Fällen dagegen kamen Offiziere in die Sammelbecken der *Führerreserven* bei den Heeresgruppen, von wo sie dann – oft abermals nach langem, stumpfsinnigem Warten – je nach Bedarf verteilt wurden, Regiments-, Bataillons-, Kompagnie- und Zugführer, auf freie R-, B-, K- und Z-Stellen, je nach ihrer Qualifikation und unabhängig vom Dienstgrad, da die Beförderungen mit den starken Verlusten nicht Schritt hielten. Das *Offiziersgepäck* schmolz immer mehr zusammen und durfte bis zum Oberst einschließlich seit 1944 nur noch aus Rucksack und Wäschebeutel bestehen. Mannschaften wurden in *Marschbataillonen* dem Feldheer zugeführt, nach Waffengattungen und Jahrgangsgruppen sortiert. Und nun hing es vom Schicksal ab, welches Los der Einzelne zog.

Mancher dieser *Transporte* ist nie an seinen Bestimmungsort gelangt; er wurde vielleicht unterwegs zerbombt, zur Nahverteidigung eingesetzt, an irgendeinem frontnahen Bahnhof aus dem Zuge heraus «vereinnahmt». Dann stand jedermann zwischen Kameraden, die er nicht kannte, und unter dem Befehl von Offizieren, deren Namen er nicht einmal wußte. Es gab keine Stammrolle, und seine Angehörigen hatten keine Feldpostnummer; niemand konnte sagen, was aus ihm geworden war, wenn er nicht zurückkehrte. Es versteht sich, daß solche, in der letzten Zeit immer öfter in den Kampf geworfene «*Eingreifkompagnien*» im Nu auseinandergesprengt waren und mehr Verluste erlitten als jeder fest gefügte Verband. Ein Soldat, der außerhalb seiner Einheit kämpft, die ihm einen Ersatz für Familie und Heimat bedeutet, ist immer nur die Hälfte wert. Offiziere und Mannschaften mieden deshalb derartige Kommandos gleichermaßen, was wiederum in bedrohlichen Lagen den Wirrwarr noch vergrößerte. Die seitenlangen *Vermißten-Meldungen* in den Allgemeinen Heeresmitteilungen (AHM) der Kriegsjahre, und die ebenso hoffnungslosen *Suchanzeigen,* die bis heute noch die deutsche Presse füllen, sind ein trauriges Denkmal jenes mehr und mehr um sich greifenden Durcheinanders. Nicht einmal die Adressen von Kameraden ihrer Männer besitzen die Ehefrauen. Die *Geheimhaltungspflicht* war so streng, daß heute ungezählte Hinterbliebene ohne jeden Anhaltspunkt sind.

Außer den Transporten gab es massenhaft *Einzelreisende:* Urlauber, Kommandierte, Versetzte mit Marschbefehl, Sonderausweis und Wehrmachtfahrschein. Sie füllten die Züge, Bahnhöfe und Wartesäle, die Übernachtungsheime und Verpflegungsstationen. Wer sich darauf verstand, konnte so durch halb Europa fahren. Formulare gab es in jeder Schreibstube, oft blanko gestempelt, und die Kontrollorgane («Streifen») kamen in den Zügen nicht mehr durch, zumal bei Verdunkelung und Alarm. Marschverpflegung zu «fassen» war auch nicht besonders schwer; im besetzten Gebiet sind öfter sogar die Partisanen mit beköstigt worden. Am Ende war eine *ganze Armee* auf der Achse und entzog sich, allen angedrohten Strafen zum Trotz, in ruhelosem Hin und Her dem Dienst an der Front. So standen Symptome völliger Auflösung in grotesker Weise neben gewissenhafter Pflichterfüllung bis zuletzt, wobei im allgemeinen durchaus nicht etwa die politische, sondern viel eher die charakterliche Haltung dem einzelnen vorschrieb, was er tat.

Schluß folgt